Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1857) Unterhaltungsblatt

43 (23.10.1857) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

UnterhaltungsBlatt des Schwarzwälder Boten.

№ 43. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 23. Oktober 1857.

Die Vergeltung.

(Fortsezung.)

„Nach diesen Worten sank sie in die Kissen zurück und schien gänzlich erschöpft, ich gönnte ihr lange Zeit zur Erholung und sezte mich, um nicht zu stören, mit einem Buch an das Fenster; als ich jedoch nach einiger Zeit gewahr wurde, daß sie nicht schlafe, fand ich mich gedrungen, sie zu fragen was sie über ihren Sohn bestimmt habe. Da faltete sie die Hände, blickte schmerzlich empor und sagte:

„Wenn der Vater da droben sich seiner nicht erbarmt, dann weiß ich nicht was aus ihm werden soll; dies ist es, was mir das Sterben schwer macht und hauptsächlich deshalb wünschte ich Sie, Herr Prediger, zu sprechen; vielleicht gelingt es Ihnen, das Kind in irgend einer Waisenanstalt unterzubringen, wo es zu einem tüchtigen, brauchbaren Menschen herangebildet wird, dann, wenn er etwas gelernt hat, bleibt es ihm freilich selbst überlassen, sich, so gut es geht, allein durchs Leben zu helfen. Es ist übrigens ein unverdorbenes, gut geartetes Kind, möchte es auch ein so guter Mensch werden!"

„Nach diesen lezten Worten stellten sich die Fieberanfälle wieder ein und sie war zu jeder ferneren Unterhaltung außer Stande.

„Heute ist nun der Zustand der Kranken noch schlechter als gestern und ihr baldiger Hinübergang ist wohl außer Zweifel. Was soll nun aber aus dem armen Kinde werden? es ist ein hübscher Knabe mit einer offnen ansprechenden Physiognomie und das Herz thut einem weh, wenn man denkt, daß man es in einer Waisenanstalt, wenn dies übrigens noch zu erlangen ist, seinem Schicksal überlassen sollte. — Wäre mein Pfarreinkommen nicht so beschränkt, dagegen mein Kindersegen, sechs an der Zahl, nicht so groß, so würde ich dies Kind nicht von mir lassen und es als mein eigenes halten und erziehen. So aber!" hier zuckte der Prediger bedeutend mit den Achseln und sah den Gutsherrn und dessen Gemahlin mit bittender Frage an. Diese wechselten wieder untereinander fragende Blicke, welchen Frau von Hohenfeld zuerst Worte lieh, indem sie zu ihrem Gemahl sagte:

„Wie wäre es, Lothar, wenn wir uns dieses Kindes annähmen, und ihm, so viel dies thunlich, die Eltern ersezten?"

„Du, liebe Natalie, hast zwar schon an allen Dorfkindern eine zahlreiche Familie, doch bei besondern Umständen will ich Dir nicht entgegen seyn, dieselbe noch um dies eine Kind zu vermehren."

„Habe Dank, lieber Mann, für Deine Zustimmung!"

„Und des Himmels reichster Segen möge Ihr und Ihrer edlen Gemahlin Lohn dafür seyn, gnädiger Herr. Doch wollen Sie Ihr schönes Werk krönen, so kommen Sie Beide mit mir und bringen der armen sterbenden Mutter diesen großen Trost, der ihr das Scheiden von dieser Welt leicht machen wird."

Die Gutsherrschaft war sogleich bereit, diesem Verlangen des Predigers zu willfahren und bald traten alle Drei in das Zimmer der Leidenden ein.

Sie fanden die Kranke in einem zwar fieberfreien, aber sehr matten, ihr nahes Ende verkündenden Zustande; ihr kleiner Knabe saß auf einem Fußbänkchen vor ihrem Bett und hielt die Hand der Mutter, die er öfter küßte, in seinen beiden Händchen, während die Blicke derselben mit angstvoller Spannung auf ihrem Kinde ruhten; sie schien nur gänzlich mit dem einen Gedanken, was ihren Knaben betraf, beschäftigt, daß sie den Eintretenden fast gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Der Prediger nahte sich ihr daher mit den erklärenden Worten:

„Der Herr und die Dame, welche Sie hier sehen, sind die hiesige Gutsherrschaft, sie haben von Ihrer Krankheit gehört und kommen nun zu fragen, ob sie etwas zu Ihrer Erleichterung beitragen können?"

„Dies ist sehr gütig von den Herrschaften und ich sage ihnen dafür meinen besten Dank; doch da ich nichts in Ihrem Hause vermisse, Herr Prediger, so bedarf ich auch nichts."

„Wenn aber die Herrschaften gekommen wären, um eine große Sorge von Ihrem Herzen zu nehmen, würden Sie dann auch ihr großmüthiges Anerbieten zurückweisen?"

„Ich habe hienieden nur noch eine Sorge und die betrifft mein Kind!"

Frau von Hohenfeld nahte sich hierauf der Kranken und indem sie den hübschen Knaben mit Wohlgefallen betrachtete, sagte sie zu seiner Mutter:

„Und gerade deshalb sind wir gekommen, um Sie dieses Kindes wegen zu beruhigen; schenkt Ihnen Gott die Gesundheit wieder, so gestatten Sie es uns, die Sorge für dessen Erziehung mit Ihnen zu theilen; ist es aber anders beschlossen und werden Sie schon bald zu einem bessern Leben abgerufen, so nehmen Sie die feierliche Versicherung, die ich Ihnen in meinem und meines Gemahls Namen gebe, mit hinüber, daß wir dann die treuen Eltern Ihres Kindes seyn werden."

Die Kranke richtete sich auf, ergriff die Hand der Frau von Hohenfeld, die sie an ihr Herz drückte und wiederholt küßte, indem sie Worte des innigsten, heißesten Dankes stammelte. Dann sank sie in die Kissen zurück, suchte mit der rechten Hand umhertappend nach dem Haupt ihres Kindes, auf welches sie dann dieselbe wie segnend ruhen ließ, athmete noch ein paarmal schwer auf und war nicht mehr. Die plözliche Freude, für ihr Kind gesorgt zu wissen, hatte rasch ihren Lebensfaden zerschnitten.

Es bestätigte sich also in diesem Fall aufs neue, daß der Mensch viel mehr befähigt ist, herben Schmerz als unerwartete große Freude zu ertragen.

Wir wollen leicht über die erschütternde Scene, welche das Scheiden eines Menschen aus diesem Leben unter allen Umständen hervorruft, hinweggehn; eben so wollen wir uns auch nicht lange bei dem lauten Jammer des armen Kindes, welches nur mit sanfter Gewalt von der Leiche seiner Mutter zu trennen war, aufhalten, sondern erst nach einiger Zeit, nachdem es in dem Hause seiner Pflegeeltern heimisch geworden ist, ihm unsere Aufmerksamkeit wieder zuwenden.

Alfred von Z. war nicht blos ein gutes und unverdorbenes, sondern auch ein geistig sehr befähigtes Kind, von der innigsten Gemüthsart und bewunderungswürdigem feinen Tact, er wußte genau, wenn es passend war sich seinem Pflegevater zutraulich, freundlich zu nahen und wenn es besser war ihm fern zu bleiben. Herr von Hohenfeld fühlte sich also nie durch das Kind belästigt, sondern immer, da es die Zeit gehörig wußte, amüsirt und unterhalten. Dies hatte denn die Folge, daß derselbe, der

den Knaben zu Anfang aus Mitleid nur freundlich geduldet hatte, ein immer wärmeres Gefühl, welches bald an väterliche Liebe grenzte, für ihn gewann.

Gegen Frau von Hohenfeld war der Knabe stets voller Liebe und Zutrauen und aufmerksam wie eine gutartige kleine Tochter, er hatte sich bald ihre Gewohnheiten und alles wie sie es gern habe, abgemerkt, so daß er stets ihren Wünschen zuvorkam; sezte sie sich zur Arbeit nieder, dann brachte er ihr sogleich die Fußbank; legte sie die Arbeit hin, dann wußte er, daß sie lesen würde und er lief hin, ihr das Buch oder die Zeitungen zu holen.

Der Lehrer, welchen Hr. v. Hohenfeld ihm hielt, war über den Fleiß und die Lernbegierde des Kindes oft erstaunt.

So waren zwei Jahre vergangen, seit Alfred, der arme verlassene Knabe, ein so freundliches Asyl in dem Hause des Hrn. von Hohenfeld gefunden hatte; als Natalie zu kränkeln anfing und der Arzt diese Symptome als frohe Hoffnung verkündend erklärte.

Hr. von Hohenfeld war bei dieser Nachricht fast ausser sich vor Entzücken, er zählte Tage und Stunden bis zu der Zeit, da diese Hoffnung zur glücklichen Wirklichkeit werden sollte.

Endlich war der ersehnte Augenblick gekommen, da Frau Hohenfeld Mutter wurde. Doch welch' bittere Täuschung ward ihrem Gemahl, da statt des heiß ersehnten und mit großer Zuversicht erhofften Sohnes ein zartes Mädchen in seine Arme gelegt wurde. Er hatte alle Selbstbeherrschung nöthig, um seinen Unmuth nicht in Worten zu äußern, die seiner Gemahlin weh' gethan haben würden; und alle Trostgründe des im Wochenzimmer befindlichen Personals, „daß der Sohn nicht ausbleiben und später kommen würde," glitten achtlos an seinem Ohr vorüber. — Für Frau von Hohenfeld war dadurch die Freude über die Geburt ihrer Tochter mit Wehmuth gemischt.

Doch wie die Zeit jeden Schmerz lindert, so dient sie auch dazu die Gefühlserregungen zu besänftigen. Denn als der angesezte Tauftag da war, hatte Hr. von Hohenfeld schon zuweilen einen freundlichen, väterlichen Blick für die kleine Unwillkommene. Als er sich mit seiner Gemahlin über die Namen, welche das Kind haben sollte, berieth und sie für den Namen Victoria stimmte, meinte er jedoch, daß es ihm unpassend erscheine, sterblichen Weibern Namen von Göttinen zu geben; und nun noch sogar den „einer Siegesgöttin". Das einzige Feld, wo ein Weib Siege erringen könne, sei der Sieg über die Herzen der Männer. — Wenn nun aber einer solchen Victoria Schönheit, Anmuth, Grazie und Geist fehle, dann würde sie mit ihrem anspruchsvollen Namen nur verlacht und gebe zum Gespött Anlaß.

„Warum zweifelst Du denn daran, daß unserer Kleinen die Eigenschaften zu Theil werden können, welche so mächtig auf die Phantasie der Männer wirken? — aber gesezt, auch dem wäre so, so ist es ihr dann immer noch nicht benommen, durch Eigenschaften des Herzens und Gemüths und die, die Schönheit weit überdauernden Tugenden, welche die echte, wahre Weiblichkeit begründen, die Zuneigung aller guten Menschen zu gewinnen. — Und vielleicht auch das Herz eines edlen Mannes, der mehr mit dem Herzen als mit der Phantasie und darum desto treuer und dauernder liebt, sich eigen zu machen."

Hr. von Hohenfeld gab nach und die kleine erhielt den Namen Victoria.

Da Frau von Hohenfeld sich nunmehr viel in der Kinderstube aufhielt und der lebhafte Knabe, dem, wenn er dort war, beständig Ruhe und Stille geboten wurde, es nicht lange darin aushielt; so schloß dieser sich jezt noch mehr als früher an Hrn. von Hohenfeld an und begleitete ihn, sobald sein Lehrer ihn frei gegeben hatte, auf seinen Gängen in Feld und Wald. Durch dies viele Beisammenseyn entstand ein immer innigeres Verhältniß zwischen Beiden; und Hr. von Hohenfeld dachte schon oft mit Bangen daran, wann die Zeit der Trennung von diesem Kinde kommen würde. — Nach Verlauf einiger Jahre trat dann dieser Zeitpunkt ein; Alfred mußte dann zu seiner ferneren Ausbildung nach der mehrere Meilen entfernten Stadt, um dort die höhern Klassen des Gymnasiums zu besuchen. Die Trennung war Allen schmerzlich; und sie trösteten sich gegenseitig mit den Ferienzeiten, die Alfred dann immer in dem Hause seiner Pflegeeltern zubringen würde.

So vergingen Jahre, Alfred reifte in seinen Kenntnissen schnell dem Zeitpunkte entgegen, da er zur Universität abgehen würde. In dieser Zwischenzeit war er jedoch oft in seiner Heimath, wie er das Haus seiner Pflegeeltern so gern nannte. Dies war immer für Alle eine festliche und frohe Zeit, besonders aber auch für den Pfarrer des Orts, der den, ihm mit warmer Zuneigung ergebenen Knaben sehr liebte.

Alfred war ganz freie Wahl gelassen, welcher Facultät er sich zuneigen wollte; er hat sich für Jura entschieden. Nach glänzend abgelegtem AbiturientenExamen war Alfred noch mehrere Wochen bei seinen Pflegeeltern, ehe er zur Universität abging; diese Zeit war für die kleine neunjährige Victoria eine Zeit des Glücks, sie war nie fleißiger und folgsamer, als wenn Alfred gegenwärtig war, an seinem Beifall schien ihr Alles zu liegen; und als endlich die bittere Stunde der Trennung schlug, hing sie weinend an seinem Halse und war wegen seiner weiteren Entfernung und längeren Trennung von Alfred lange nicht zu beruhigen.

(Fortsezung folgt.)

Der Verbrecher als Inquisitor.

Vor vier Jahren wurde in Frankfurt an einem Sonntag Nachmittag der Schlossermeister Joh. Weigand in seiner Wohnstube mit abgeschnittenem Halse todt gefunden. Es zeigte sich, daß er frisch rasirt war; eine Commodschublade stand offen und war entleert. Der Verdacht des Raubmords fiel bald auf den Barbiergehilfen Mich. Keller, der nun vor Kurzem vom Schwurgericht zum Tod verurtheilt wurde und, nachdem sein Cassationsgesuch verworfen worden ist, der Hinrichtung entgegensieht. *)

Merkwürdig bei diesem Prozeß ist die Art, wie der Angeschuldigte seines Verbrechens überwiesen wurde, und zwar durch einen Mitgefangenen, der (zufällig oder absichtlich) zu ihm eingesperrt worden war.

Die Schwurgerichtszeitung von Demme bringt darüber in ihrer neuesten Numer folgenden Bericht:

Philipp Völker als Zeuge gegen den Raubmörder Mich. Keller vor den Assisen zu Frankfurt a. M.

Als Einleitung bemerkt er, daß, weil seine Persönlichkeit auch nicht den allergeringsten Glauben verdiene, er sich für Alles, was er heute ausgesagt, thatsächliche Beweise verschafft habe, und daß, weil er diese darbiete, man von seiner persönlichen Unglaubwürdigkeit absehen und Dem, was er angegeben, Glauben schenken müsse. Er versichert, gleich von allem Anfang an (aus so zu sagen specifisch-apartem Interesse an der Sache) seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu haben, nach dem Maße seiner Intelligenz ein solches Protocoll zu liefern, als nöthig, um Kellern zu überführen. Hierauf erzählt er, wie's gekommen, daß er im September 1853 aus dem Arresthaus, „dem Klapperfelde", auf die „Constablerwache" versezt worden sei: er habe, obschon für den Wiederholungsfall mit der Versezung dorthin bedroht, mit anderen Gefangenen zum Fenster hinaus gesprochen und hierüber einen Wortstreit mit der Schildwache gehabt. Neben seiner Zelle auf der Constablerwache war die des K.; so kam es, daß sie sich als Zellennachbarn mit einander durch die Fenster unterhielten ꝛc. ꝛc.

Keller, fährt er nun fort, fragte mich sogleich, wer ich sei und

*) Wie die neuesten Frankfurter Blätter berichten, hat ihn der Senat am 14. d. M. zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt, ohne Zweifel mit Rücksicht auf die abnorme Art der Ueberweisung, obgleich die Anzeigen des Phil. Völker sich bis ins Kleinste bestätigt hatten; denn ausserdem lagen nach dem ganzen Hergang des Falles und der Persönlichkeit des Verurtheilten keine Begnadigungsgründe vor. Die Darstellung dieses Prozesses ist eine der interessantesten Mittheilungen in der obenerwähnten Allg. Schwurgerichtszeitung (in Nro. 5, 6, 7 und 8).

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

woher und weßhalb ich hier wäre. Da hab' ich ihm gesagt (denn da wird keine Rücksicht genommen): „ich habe schlechte Wäsche gemacht," und das hat ihn köstlich gaudirt. Darauf sagte er mir, daß er schon 13 Wochen verhaftet sei, denke aber bald frei zu werden; er wäre es schon, wenn nicht Einer einen Eselsstreich gemacht und seine Sache umgeworfen. Ich entgegnete: nun, wenn die Sache von keiner großen Bedeutung ist, so werden Sie auch bald wieder draußen seyn. Hierauf erklärte er mir, weßhalb er hierher gekommen sei, so: „Geben Sie Acht! Ich soll Fleisch gegessen haben, und wenn es doch Niemand gesehen, daß ich Fleisch gegessen, so kann es doch Niemand behaupten." Ich sagte: das ist eine logische Folgerung. Darauf sagte er, er wolle mir seine Geschichte erzählen, wie sie eigentlich sei. Ich entgegnete ihm, daß er es ein ander Mal thun möge. Darauf machte ein anderer Gefangener mir in der Gaunersprache die Bemerkung, Keller sei ein Pappelmaul. Als es Abend wurde, klopfte K. mir wieder und rief: „Nachbar, machen Sie sich auf, ich will Ihnen etwas erzählen." Ich sagte: jezt nicht, wenn er aber pfiffig wäre, so könnten wir zusammenkommen. (Denn ich muß Ihnen offen gestehen, ich hatte großes Interesse an K. wegen seiner Bemerkung, er solle Einem unter dem Kinn gerizt haben; er sei der Barbier, der wegen des Weigands da sei.) Ich sagte ihm, er solle Gesellschaft verlangen, aber nicht sagen, daß er zu mir wolle, denn sonst käme er gewiß nicht zu mir. Er ließ sich nun melden und sagte, er wolle Gesellschaft haben. Auch ich bat um einen Gesellschafter, und sei mir gleich, wer es sei. Bald darauf ward er zu mir gesezt. „Sehen Sie mal," sagte er, „was sie mich da geschlossen haben, wie einen gemeinen Kerl;" darauf sagte ich, er solle nur ganz ruhig seyn, der Sprenger sei seiner Zeit für mich gemacht worden. Ich verfiel nämlich in Geisteszerrüttung und wurde melancholisch, und nahm das Fensterglas und öffnete mir die Pulsader, deßhalb bekam ich bis die Ader geheilt war, einen Sprenger, und weil keiner da war, der für mich paßte, wurde der Sprenger, den Keller trug, für mich gemacht. Als ich ihm alle meine Verhältnisse mitgetheilt, klopfte er mir auf die Achsel und sagte: „ich sehe, daß ich Ihnen vertrauen kann, ich will Ihnen meine ganze Geschichte erzählen." Da sagte ich, wir wollen erst sehen, ob wir nicht belauscht werden. (K. erzählt ihm, wie er den W. ermordet habe.) Hierauf fragte ich ihn, ob ihn Niemand gesehen. Darauf zwickte er mit den Augen und sagte: „es hat mich kein Mensch gesehen." Darauf ließ ich die Sache vor der Hand ruhen und fieng von etwas Anderm an. Aber es dauerte nicht lange, fieng er wieder davon an und sagte: „was halten Sie von meiner Geschichte?" Lieber Gott, was kann ich davon halten? Um Ihnen meine Meinung zu sagen, muß ich doch erst von Allem Kenntniß haben. Er erzählte mir nun sein falsches Alibi, und hat mir da ein Chaos hergemacht. Darauf sagte ich: ich glaube, daß andere Verdachtsgründe vorliegen — stichhaltigere, die Sie gar nicht wissen, denn einen Menschen als Raubmörder (doch, das sagte ich nicht), einen Menschen wegen so großartiger Verbrechen einzustecken, dazu müssen gewichtige Verdachtsgründe vorliegen. Darauf sagte er: „Man hatte einen Anderen in Verdacht und hatte ihn auch schon eingestedt, aber wieder losgelassen, und jezt haben sie mich." Sehen Sie, entgegnete ich, da liegt der Haas im Pfeffer. Die haben stichhaltige Gründe gegen Sie. Wie hat die Leiche gelegen? haben Sie ein Stück Bart stehen lassen beim Barbieren — haben Sie das Halstuch durchschnitten? Da kann der Verdacht herstammen. Da sagte er: „Gott bewahre, ich habe ihn fix und fertig rasirt; das Halstuch hieng herunter und ich habe das Kinn gehörig herausgehoben, und weiß ganz gewiß, daß ich das Halstuch nicht mit durchgeschnitten habe. Geben Sie Acht wie es war. Also hier habe ich den Stuhl hingestellt, habe ihn da rasirt und geschnitten und ihn dabei fest am Kinn gehalten. Da wollte er fort; er gieng einige Schritte nach dem Fenster, als wie wenn er da hinaus wollte; darauf drehte er sich herum und wollte die Thüre hinaus, dann drehte er sich wieder um und gieng nach der Küchenthür." O, sagte ich, das ist gefährlich; da gab es Blutspuren und man mußte sehen, daß er sich nicht selbst umgebracht haben konnte. Hat man Ihnen vielleicht die Schuhe genommen? „Ja," antwortete er, „die Schuhe hat man mir genommen und andere gegeben." Darauf sagte ich: Sind Sie vielleicht durch Blutlachen gegangen; haben sich die Füße abgedrückt? „O!" sagte er, „wenn das der Fall gewesen, so wären sie gewiß anders an mich gegangen!" Haben Sie ihm das Messer vielleicht verkehrt in die Hand gegeben, vielleicht den Rücken nach auswärts? „Nein, Das habe ich nicht gethan." Vielleicht war das Messer zu stumpf, um eine Schnittwunde beizubringen; oder paßte nicht in die Wunde? Er sagte: „Geben Sie Acht, ich will das Messer beschreiben," nahm von der Ofenwand ein Stückchen Gips und zeichnete ein Messer auf die Bank, das ich genau betrachtete und später die Zeichnung davon zu den Acten gab. Ich sagte, aber es muß doch all's noch mehr vorliegen. Darauf sagte er, ja, das mit dem Hrn. Kessel, er hat mir freilich nur Sechkreuzerstücke und keine Zweiguldenstücke gegeben, aber Das weiß der Mann nicht mehr. Darauf sagte ich (um das Gespräch auf's Geld zu lenken, das er dem Weigand geraubt), daß er mir wahrscheinlich nicht klaren Wein eingeschenkt habe. Ob man ihn vielleicht durch das Fenster von gegenüber gesehen, wie er an der Commode gewesen, ob die Commode etwa dicht am Fenster gestanden? „Ach, die Commode, worin das Geld war, stand hinten." Da sagte ich (einstweilen mit dieser Aeusserung zufrieden; ich hätte ihn sonst argwöhnisch machen können), wie Sie gerade an der Arbeit waren, haben Sie Sich vielleicht blutig gemacht? „Ach, ich habe mich ja gewaschen." Alleweil, sagte ich, weiß ich's, warum man Sie in Verdacht hat. War es ein weißes Waschbecken, war es mit Blut besprizt, denn das kann man an einem weißen leicht sehen. „Ach, es war ein grünes Waschbecken." Da dachte ich, jezt habe ich wieder etwas. (Nachdem V. ihn gefragt, was er vorgenommen und mit wem er gesprochen ꝛc. ꝛc., als er nach Hause gekommen sei, und ihm Keller hierauf erzählt hatte, daß er seinem Principal das Geld für die Rechnungen bezahlt habe, der ihn aber nicht so genau angesehen habe, daß er mit Happel gesprochen, von dem er aber nichts fürchte ꝛc. ꝛc., fragte ihn V. weiter:) Was haben Sie aber dann gemacht? „Geben Sie acht," sagte K., wie Das war. Da bin ich über die Fahrgasse in einen Laden und habe mir ein Hemd gekauft und da ist mir auch Niemand begegnet." Ich sagte: Wer weiß aber, ob diese Leute im Laden nicht Sie gekannt und als Zeugen gegen Sie aufgetreten sind. „Ach was! das ist eine alte Frau, und zudem habe ich ja auch das blutige Hemd weggeschafft." So! — sagte ich — wenn Sie es auch selbst ausgewaschen haben, so kann man doch auf chemischem Wege nachweisen, daß es blutig war, wenn auch nur noch eine ganz kleine Spur daran ist. Da fragte er, was ich davon hielte, wenn er sage, er habe geschröpft und die Schröpfköpfe auf die Erde fallen lassen und dabei die Hosen und Schuhe beschmuzt. Obgleich ich nicht darüber unterrichtet war, daß durch die Chemie oder das Mikroscop erkannt werden kann, ob ein Blutflecken von Blut herrühre, das aus einer Arterie kam, oder von Blut, das heraus geschröpft wurde, so habe ich doch gegen ihn behauptet, man könne es; ich schloß auf reinlogischem Wege, daß, weil es zweierlei Blut seyn müsse, man auch das eine von dem andern unterscheiden könne. Kellern leuchtete es auch ein und er sagte, „es sei das Beste, er halte sich am Aderlassen, denn Ader habe er in der That gelassen." Dabei verzerrte er im Lachen das Gesicht, daß es mir durch Mark und Bein ging.

Nun sagte ich: das mit dem Hemd ist mir verdächtig; am Ende hat man das Hemd gefunden. „Ach, daß man das nicht findet, dafür habe ich gesorgt; das liegt längst in dem Main!" Hierauf sagte ich: wenn ich einen Rath gebe, so gebe ich ihn gern vollständig und gebe auch Mittel an die Hand, daß man etwas davon hat; das kann ich aber natürlich nur dann, wenn ich die Sache ganz genau weiß. Wenn Sie mir nur so flüchtig hinsagen, das Hemd liegt im Main, so muß ich denken, daß Sie mir bestimmt noch mehr zu sagen haben. Sie sagen immer, „ich bin sicher," und dann hintennach stehen Sie da und denken, hätte ich dem Völker Alles gesagt, der so und so viel intelligenter ist als ich, der hätte mir dann einen besseren Rath gegeben. Dieß bestimmte ihn, mir mehr zu sagen. Er sagte, daß er am Main das Hemd zerrissen und dann erst in das Wasser geworfen habe. Da sagte ich, vielleicht sind ein Paar Stückchen an den Weiden oder an den Flößen hängen geblieben. „Ach nein, ich gieng auf die Flöße hinaus und bückte mich, als ich es in den Main warf." Und die Weste? „Die habe ich in ganz kleine Fezchen zerrissen, denn sie war ganz mürbe, und die habe ich ebenfalls in's Wasser geworfen. Das Zeug geht, wenn es Wasser eingesogen, gleich unter." Es könnte aber doch auch ein Stückchen an die Weiden gekommen seyn, die dort dicht am Wasser stehen. „Ach was! ich bin auf die Flöße gegangen, die draußen liegen, bis an den äusersten Rand." Wie wäre es aber, wenn Sie Jemand gesehen hätte? „Es hat mich aber Niemand gesehen."

Darauf sagte ich, nun Das wäre einmal gut! Sie müssen nun ruhig abwarten, was der Inquirent weiter für Fragen vorbringt. Er entgegnete: „die Hauptsache ist, Zeit zu gewinnen." Um ihn gegen mich nicht argwöhnisch zu machen, sagte ich: oh, wenns weiter nichts ist! Das ist eine Kleinigkeit. Sie müssen nur dem Inquirenten solche Antworten geben, die ihm einreden, daß er auf falscher Fährte ist. Sie sagten mir aber von einem gewissen — den Namen kann ich mir nicht mehr erinnern, es sind nur vier Buchstaben — der vorher bei Ihnen war; was haben Sie mit Dem gesprochen? (Völker meint den Kellner Burg, der sich, um Kellern auszuforschen, zu ihm sperren ließ.) „Ach, Der! der kam mir nicht so aufrichtig entgegen wie Sie, der wollte nur von mir wissen, wie ich die Sache gemacht." Ja, sagte ich, da muß man vorsichtig seyn; trau schau

wem! Wenn Sie Dem gesagt hätten, was Sie mir gesagt haben, da wären Sie schon längst d'ran. Und das hat ihn treuherzig gemacht.

Hierauf sagte ich, wo haben Sie das Rasirmesser hingethan? Denn, sagte ich, man kann eine Schnittwunde, welche mit einem hohlgeschliffenen Rasirmesser gemacht wurde, ganz deutlich von einer, die von einem anderen Messer herrührt, unterscheiden und wäre das Rasirmesser, das Sie gebraucht, ein hohlgeschliffenes gewesen, so könnte dies Verdacht erweckt haben, daß ein Barbier dem Weigand den Hals abgeschnitten und somit auf Sie leiten, zumal er fein rasirt war. „Oh!" entgegnete er, „da habe ich mich vorgesehen; glauben Sie, ich sei so dumm, daß ich ein hohlgeschliffenes Messer nehme! Da hat Einer ein Messer von mir abgezogen haben wollen, das kam mir zu Paß; das war ein Messer, das nicht hohlgeschliffen war und das habe ich genommen. Als ich es ihm wieder zustellte, probirte er es und sagte, es schneidet gut, da habe ich bei mir gedacht, das hat auch mir gut geschnitten." Darauf sagte ich, das wäre so weit gut, aber wenn Der, dem das Messer, nun kommt, vielleicht durch einen Zufall, und wenn an diesem Messer dann noch Blutspuren sind, so kann man sie, und wenn sie noch so klein sind, ganz genau durch die Chemie oder durch das Mikroskop entdecken. Wenn Ihnen nachgewiesen werden kann, daß Sie im Besiz eines blutigen Messers gewesen und im Besiz eines schartigen Messers, so sind Sie bös dran. Da sagte er: „das kann nicht nachgewiesen werden." Haben Sie, fragte ich ihn, es vielleicht zu Ihrem Schleifer getragen? „Ja", sagte er, „das wäre gescheid gewesen! Das habe ich nicht gethan." (Schluß folgt.)

Antwort eines Indianers auf eine Herausforderung.

Ein Indianer erhielt einst von einem Europäer eine Ausforderung auf ein Duell; der Indianer aber, der von dem Geseze der Duelle keine Begriffe hatte, sendete folgende Antwort zurück: Ich habe zwei Gründe, weshalb ich mich mit Ihnen nicht schießen kann noch will. Der eine ist der, daß ich Sie treffen kann, und der andere besteht darin, daß Sie mich treffen können. Ich sehe gar nicht ein, was für ein Vortheil mir dadurch erwüchse, wenn ich Sie tödten würde. Ich wüßte nicht den geringsten Gebrauch von Ihrem Körper zu machen, wie etwa von einem Hasen, oder einem Reh, wenn ich es erlegte. Was mich selbst betrifft, so habe ich es immer für zweckmäßiger gehalten, einem Uebel auszuweichen, als mich demselben bloszustellen. Ich habe große Angst, daß Sie mich treffen könnten. Wenn Sie aber denn doch Ihre Pistole einmal probiren wollen, so nehmen Sie zu dem Zwecke nur irgend einen beliebigen Gegenstand — etwa einen Baum, oder sonst etwas, das ungefähr von meiner Statur ist; und treffen Sie dann, so benachrichtigen Sie mich davon, und ich werde die Sache so aufnehmen, als ob ich mich an derselben Stelle befunden und Sie mich selbst getroffen hätten.

Der sogenannte grüne Doctor zu Offenbach am Main, dessen Andenken vielleicht bei den älteren Bewohnern dieser Stadt noch nicht erloschen ist, war ein jüdischer Arzt von Ruf, der bei allen lebensgefährlichen Fällen nach Frankfurt, Hanau und in die Umgegend berufen wurde — häufig mit Erfolg. Die Natur hatte ihm einen scharfen Blick und eine feine Beobachtungsgabe verliehen, und seine Weisheit stammte aus einem Hospital, in welchem er Krankenwärter war; er pflegte den ordinirenden Arzt auf seinem Gang durch die Krankensäle zu begleiten, besah nach ihm die Zunge, den Harn, und befühlte den Puls der Kranken; er besorgte die Befehle des Arztes wegen der Diät, wie viel und was der Kranke essen sollte, und schrieb sich regelmäßig die Recepte ab; wenn eins half, so machte er ein rothes, wenn der Kranke starb, ein schwarzes Kreuz darauf; nach und nach wuchsen die Blätter zu einem Buch an, und als nichts neues mehr dazu kam, so begann er, zuerst im kleinen, dann im großen zu practiciren; in der Diagnose war er geübt, für die vorkommenden Fälle hatte er seine Recepte, die mit den rothen Kreuzen kamen zuerst, wenn sie nicht halfen, die schwarzen daran; daraus entsprangen dann seine eigenen Erfahrungen. Er war sehr orthodox, am Samstage schrieb er keine Recepte; er ging dann in die Apotheke und dictirte sie dem Gehilfen. „Rrrrr," so fing er an, dies hieß Recipe; Tartement zwei Grän, dies hieß Tartari emetici grana dua; Syralth, dies hieß syrupus althaei; er konnte seine eigenen Recepte nicht lesen, aber er war ein berühmter practischer Arzt, von bewährtem Ruf.

Lückenbüßer.

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
Doch weckte mich Eine beim frühsten Tagen.

Goldkörner.

*** Seelenruhe ist der Lohn des Weisen,
Der mit Freuden seine Pflicht gethan;
Und das eigne Herz verdammt den Sünder,
Wenn ihn Niemand sonst verdammen kann.
Keine Hoheit kann dein Auge blenden,
Denn vor dir, o Herr, ist Alles gleich;
Keine That kann sich vor dir verhüllen,
Vor dem Richter in dem Geisterreich.

*** Kein Kapital mögen Fürsten sicherer anlegen als dasjenige, welches sie auf die Ausbildung und Vermenschlichung ihres Volks verwenden. Von keinem Kapital mögen sie überschwenglichere Zinsen ziehen, als von diesem.

Raritäten Kästlein.

†† Als Doctor Josper Mayn, Karls des Zweiten von England Hauskaplan, auf dem Todtenbette lag, rief er einen alten Bedienten, der mehrere Jahre bei ihm gewesen war, und sagte zu ihm: „Ich habe dich nicht vergessen, sondern ich vermache dir etwas, damit du nach meinem Tode auf mein Wohlseyn trinkest. Du findest es in dem alten Eßschranke, den ich dir zugleich mit schenke." Der arme Kerl dankte mit Thränen in den Augen; denn er hoffte ein Geschenk an Gelde, eine Belohnung seiner Verdienste zu finden. Kaum war der Doctor todt, so lief er nach dem Schranke, und fand einen — Häring.

†† Ein betrunkener Soldat sah seinen Major die Straße herunter reiten. Statt ihm aus dem Wege zu gehen, trat er zu ihm hin, hielt das Pferd an und sagte: „Wie viel will Er für den Gaul haben?" Der Major ließ ihn auf die Wache führen und fragte ihn am andern Morgen, ob er noch Willens sei, das Pferd zu kaufen. „Nein, Herr Major," antwortete der Soldat, „der welcher es gestern haben wollte, ist heute Nacht verreist."

†† Ich gäbe viel darum, sprach ein Bürger zu einem Bekannten, wenn ich die Vormundschaft für den Sohn des... los werden könnte. Mit dem Burschen ist nichts anzufangen; ich hatt' ihn bei einem Schneider in die Lehre gebracht, der wollt' ihn nicht behalten, dann zu einem Buchbinder, auch dort that er nicht gut; jezt — es hat mir Mühe genug gekostet — ist er bei einem Schuhmacher, aber der Meister hat mir auch angekündigt, daß er nichts taugt. Er wird immer schlechter. — „An Ihrer Stelle," erhielt er zur Antwort, „ließ ich ihn Schlächter werden, da könnt' er doch nicht schlechter werden."

†† Der Kurfürst von Baiern machte 1702 dem berühmten Feldherrn Villars den Vorschlag, durch die Felsenschlünde des Schwarzwaldes und namentlich durch das sogenannte Höllenthal zu ziehen, um sich mit ihm zu vereinigen. — Das war dem kühnen Franzosen doch zu gefährlich, er antwortete also: „Durch das Höllenthal kann ich unmöglich ziehen, denn, Ew. Hoheit, vergeben mir den Ausdruck, ich bin nicht der Teufel."

†† Einem Wachslichthändler war eine Kiste mit Wachslichten gestohlen worden. Er hatte davon sogleich der Polizeibehörde Anzeige gemacht, auch stand in den öffentlichen Blättern eine Aufforderung, wer von diesem Diebstahl Kenntniß habe, davon die Polizeibehörde, gegen eine Belohnung, zu unterrichten. Alle diese Maßregeln blieben ohne Erfolg; der Bestohlene klagte dies einem Bekannten im Tone der höchsten Betrübniß. „Sein Sie darüber unbesorgt," sprach dieser, ein Wortspiel machend; „ich bin überzeugt, die Lichte kommen an's Licht."

Stechpalme.

Und wärst du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findest dort
Tabak, und böse Zungen.

Räthsel.

Mein Wort bedeutet eine Eigenschaft,
Die uns oft Müh' und Schmerz verschafft;
Ein rundes Zeichen sez' hinein,
Was wird's dann für ein Städtchen seyn? Jul. Er...

Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855 und 1856 des Unterhaltungs Blattes, erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnüzigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaktion gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.